

In den Händen von Seeräubern

Vor einiger Zeit verließ der chinesische Dampfer „Hsin-Tschang“ mit voller Ladung und 800 Passagieren mit der Bestimmung Kutschau den Hafen von Schanghai. In der ersten Klasse fuhren eine Amerikanerin, einige chinesische Kaufleute und ein paar Offiziere; auf dem Achter- und im Zwischendeck befanden sich zahlreiche Reisende aller Art, wie man sie so im Fernen Osten findet. Am Morgen nach der Ausfahrt — Hienfchan Island war kaum passiert — ertönte auf dem Achterdeck ein lauter Ruf, und ein Dutzend Männer stürzte, Pistolen schützelnd, auf die Brücke zu, wo der Erste Offizier und der Quartiermeister um ein Haar durch wohllos abgegebene Schüsse getötet wären. Ein Schidjal, das auch den unter der Brücke stehenden Kapitän beinahe ereilt hätte. Mit vorgehaltenem Revolver zwangen sie die Schiffsoffiziere, Ruts auf Hongkong zu nehmen, und es blieb den Liebertumpeleuten nichts übrig, als diesem Befehl zu gehorchen. Auch der Schiffsnamen und der Schornstein mußten schwarz übermalt werden. Widerstand war aussichtslos, nachdem den Piraten, deren Anzahl sich im ganzen wohl auf 36 belief, ihr überraschender Angriff nur zu gut gelungen war. Sie durchsuchten nun das ganze Schiff wobei ihnen außer anderen Waffen vor allem 20 Mauserpistolen mit tausend Patronen, die einem chinesischen Marineoffizier gehörten, in die Hände fielen. Offiziere und Besatzung des Dampfers wurden scharf überwacht. Sobald man einem anderen Dampfer begegnete, wurden die Seeräuber außerordentlich nervös und drohten, jeden zu erschlagen, der auch nur das leiseste Zeichen geben würde. Am schlimmsten war dies, als ein englisches Kriegsschiff in geringer Entfernung auftauchte, das aber ahnungslos vorüberdampfte. Am Morgen des 26. August ertönte plötzlich der Ruf „Feuer im Vorschiff“ und aller bemächtigte sich natürlich eine große Aufregung. Glücklicherweise war jedoch nur eine brennende Zigarette auf einen heißen Segeltuch gefallen, hatte einen gehörigen Qualm entwickelt, aber sonst keinen Schaden angerichtet. Am folgenden Tage ließen die Piraten die Gabeln im Vorschiff öffnen, und die Mannschaft wurde gezwungen, 152 Sachschäden über Bord zu werfen, um so den Weg zu 16 000 Mark, auf die es besonders abgesehen war, frei zu machen. Zudem waren ihnen noch sechs Kisten mit Silberdollars im Wert von 120 000 Mark sowie alle Werkzeuge und das Baggage der Passagiere in die Hände gefallen. Nur die meisten Reisenden ließen die Banditen eingeschlossen. Dreien der chinesischen Fahrgäste aus der ersten Klasse und dem einen Schiffsoffizier wurde bedeutet, daß sie als Geiseln mitgenommen würden. Unter den Seeräubern herrschte große Uneinigkeit, denn einige mit dem Anführer wollten alle Geiseln auf den Bord bringen, um die Sparen des Ueberfalls zu beseitigen. Dem widerstrebten aber die übrigen, deren Wortführer mehr nach dem Leben der Reisenden schaltete. Aufregende Augenblicke gab es noch, als man sich der Blasbucht näherte, wo die Piraten an Land gehen wollten. Das Fahrwasser mit fei-

nen Untiefen war den Seeräubern unbekannt; außerdem lebten sie in beständiger Angst, der Kapitän könne das Schiff nach Hongkong steuern. Sie gestikulierten in lebensgefährlicher Weise mit ihren Pistolen, und wenn alles ein glückliches Ende nahm, so lag dies wohl hauptsächlich daran, daß die Piraten sich schickten, beim Tode der Schiffsoffiziere würde voraussichtlich der Dampfer rettungslos auf eine der zahlreichen Klippen auflaufen und mit ihm alles verloren sein. Endlich wurde um zehn Uhr abends in Kanloang ganz hinten in der Blasbucht, Anker geworfen. Ein Dutzend Sampsans, chinesische Boote, kam längs der Küste und nahm die gesamte Stückfracht und schließlich die Seeräuber selbst auf. Unter wildem Geschrei und zahlreichen Pistolenschüssen fuhren diese dann dem Lande zu, worauf man sich auf der „Hsin-Tschang“ beeilte, den Anker hochgehen zu lassen und das Weite zu suchen. Als ein besonderer Glücksfall muß es angesehen werden, daß hierbei kein englisches Kriegsschiff den Dampfer gesichtet hatte, da sonst die Küster keinen Augenblick gezögert hätten, aus Wut alles Lebende an Bord umzubringen, bevor sie selbst das gleiche Los erlitten haben würden.

Am Ausguck

Hungernde Tiere.
Die Sorge um das tägliche Brot ist im Tierreich nicht weniger hart als bei uns, und sie wird obendrein verschärft durch den ewigen Kampf zwischen Tier und Tier. Wenn in eines Tieres Eingeweiden der Hunger wühlt, so äußert sich das Verlangen nach Nahrung mit elementarer Gewalt, die alle anderen Instinkte — einzig den Brunninstinkt ausgenommen — in den Hintergrund treten läßt. Ueber dieses Thema berichtet Carl W. Neumann im neuen Heft der „Koralle“, das soeben erscheint; sein Aufsatz ist mit zahlreichen höchst interessanten Abbildungen illustriert.

Nur nicht locken lassen!
Hochseefischer haben schon oft die erstaunlichsten Dinge in ihren Netzen gefunden; Flossenpollen, Trepoden, Rumpffische, Meniden und Galle sind keine allzu seltene Beute. Von einem im Netz gefangenen Wal jedoch hat man bis jetzt noch kaum gehört. Nun schlägt sich auch diese Lücke: Zwei australischen Fischern ist ein Walfisch ins Netz gekommen. Die Beute auf den übrigen Segelschiffen waren nicht wenig erstaunt, als die beiden Segler plötzlich rückwärts zu fahren angingen, obwohl eine starke Brise von hinten in die Leinwand wehte. Dann erkannten sie, daß sie vom Netz, das zwischen beiden Schiffen schleppte, gezogen wurden, und bald darauf sahen sie einen Wal auftauchen, der vergeblich die Maschen zu zerreißen suchte. Die Fischer glaubten durch das Ziehen aller Segel das Ungeheuer bald mürbe machen zu können, aber das Tier zog sie vier Tage lang kreuz und quer durch die Südpazifik. Als die Leute die Unmöglichkeit eingesehen hatten, allein das Walserr zu werden, nahmen sie die Hilfe anderer Fischerboote in Anspruch, und schließlich gelang es den vereinten Kräften von vierundzwanzig Mann, das Tier auf den Strand zu ziehen und dort durch Schüsse zu töten. Die Fischer waren sowohl mit der Ergiebigkeit ihres Fanges als auch mit der Güte ihrer ungerichtbaren Netze recht zufrieden.

König George's Weihnachtsschinken.
Zu den Dingen, ohne die sich der Engländer ein richtiges Weihnachtsfest überhaupt nicht vorstellen kann, gehört neben dem Truthahn in erster Linie der brennende Plumpudding, der in den Augen der Briten dem Feste erst die richtige Weihe gibt. Der am Hofe des Königs verpeiste Plumpudding ist natürlich von wahrhaft königlicher Güte und Größe. Er wird dieses Jahr noch eine besondere Eigenart aufweisen, indem sämtliche Teile des weitverzweigten Reiches aus ihren Landeserzeugnissen die Zutaten liefern. Im einzelnen sind für den königlichen Festmahl folgende Bestandteile vorgesehen: Sechzig Pfund australischer Korinthen und Rosinen, die gleiche Menge südafrikanischer Rosinen, anderthalb Pfund kanadischer Kirschen, zweieinhalb Pfund englisches Weizenmehl, fünf Pfund Niederländische Butter, ein Pfund Zitrone und Saccarose, Sanftbar mit zwanzig Gramm Gewürznelken, die Straits Settlements mit ebenfalls gemahlener Muskatnuss und Indien mit etwas Puddinggewürz, zweieinhalb Pfund westindischen Zuckers und zwanzig Eier aus Irland vervollständigen die

„festen“ Zutaten, während ein Schuß Brandy aus Copen und ein Drittel Eiter Jamaikarum dem Ganzen den „geistigen Inhalt“ verleihen. Zu dem „Landeskuchen“ kann dem Herrscher aller Briten nur gratuliert werden; hoffentlich verdirbt er sich an den — australischen Korinthen und Rosinen nicht den Magen!
Bitte Welle Thunfisch!
Viele Küstenbewohner Kaliforniens leben fast ausschließlich vom Thunfischfang, und die Van Camp Seafood Company, die sich ebenfalls diesem nahrhaften Bewohner der Meeresstiefe widmet, besitzt allein 15 Dampfer und 150 Fischerboote. Aber alljährlich erleidet die Gesellschaft Millionenverluste dadurch, daß die Thunfischschwärme unerwartet an entlegenen Stellen auftauchen und verschwinden, ehe die Flottillen zur Stelle ist. Nunmehr hat die Gesellschaft an der Turle Bay einen eigenen Rundfunksender errichtet und alle Fischerboote und Dampfer mit Rundfunkanlagen versehen, so daß Thunfisch „warme auf dem schnellsten Wege gemeldet und aufgekauft werden können.“

Magedoniens Wasserkraft.
Griechenland ist mit natürlichen Reichthümern wenig gesegnet. Der Boden ernährt seine Bevölkerung nur kärglich. Die Finanzen sind daher dauernd in Unordnung, und man verachtet alles, um diese ungünstige Lage zu verbessern. Hierzu gehört neuerdings ein Plan, von dessen Verwirklichung sich die zuständigen Kreise sowohl für die unmittelbare interessante Umgebung als auch für das Königreich erhebliche Vorteile versprechen: die Entwicklung und der Ausbau der Wasserkraft von Ossa. Die Wasserkraft von Ossa liegen etwa 80 Kilometer westlich von Saloniki, wo die erforderliche elektrische Kraft noch immer mittels der teuren ausländischen Kohle erzeugt wird, obwohl die viel billigere Wasserkraft in so geringer Entfernung zur Verfügung steht. Der in Griechenland sehr angelegene Elektro-Ingenieur A. Forte hat kürzlich eine Studie angefertigt, nach Ossa unternommen und behauptet, daß die vorhandenen Wasserkraft, richtig ausgenutzt, den Bedarf der Umgebung an Elektrizität mit unbedeutenden Kosten decken könnten.

Kanton oder Moskau?
Als Kanton sich noch in den Händen roter Machthaber befand, wurden viele chinesische Studenten zur Ausbildung nach Moskau geschickt. Doch die gegenwärtige Regierung in Kanton scheint keinen Bedarf für „Richtigen Nachwuchs“ zu haben und weigert sich handhast die in Moskau studierenden Chinesen wie in anderen Ländern finanziell zu unterstützen. Diese Ausenländer stehen nun vor der harten Wahl, entweder ihr politisches Glaubensbekenntnis und ihren Wohnsitz wechseln zu müssen oder sich von Sowjets Gnadenerlasse zu lassen. Sun Jo, der jetzige Finanzminister von Kanton, hat jedenfalls Weisung erteilt, je den in Moskau studierenden Chinesen sich selbst zu überlassen. Seitdem bedröckelt sich Kanton wieder mit „verlorenen Söhnen“, die es vorgehen, in der Heimat ihr beschiedenes aber gesichertes Dasein zu führen, statt sich in Moskau zu Anstrengungen von revolutionären Aufschreibern auszubilden.

Bücherlich

„Wild und Wilde im Herzen Afrikas.“
Von Hans Schomburgk.
Schomburgk, der uns kürzlich im Westfälischen Hof noch einen interessanten Vortrag über seine Weltreise hielt, fuhr hinaus, nicht als Wissenschaftler von Karanawanen begeistert und mit Erfahrungen beladen. Auf dieser Reise durch Afrika gab es viel Kampf, erbarungslosen Kampf mit der Sonne, den Menschen, den Tieren. Er schildert seine unendlich vielfältigen Erlebnisse mit der herrlichen, bezaubernden Lebendigkeit, der fastigen Frische eines klugen unverbrauchten Genies. — Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft (Berlin S.W. 61, Teilvertriebsstelle 29) erschienen. Für den geringen vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von Mark 4.20 zählt das Mitglied nicht nur einen prächtigen Halbeberband noch freier Wahl, sondern zweimal im Monat eine illustrierte Zeitschrift kostenlos. Weit über dreihunderttausend ständige Mitglieder haben sich in noch nicht drei Jahren der Gemeinschaft angeschlossen. — Ein Beweis größter Leistungsfähigkeit! Ausführliche Werbeschrift „Roe“ wird durch die D. B. G. gern kostenlos versandt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: V. A. Sang, Altona.



Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 46 Mittwoch, 23. November 1927

Friedrich Alfred Krupp

Zu seinem 25. Todestage am 22. November. Von Dr. Kleinschmidt.

Nur knappe 15 Jahre sind dem Wirken Friedrich Alfred Krupps an der Spitze seiner Werke beigemessen gewesen. Als Vierunddreißigjähriger hat er das väterliche Erbe, als einziges Kind seiner Eltern, angetreten, und die Leitung der Gießhüttenfabrik in Essen, sowie der mit ihr verbundenen Außenbetriebe übernommen. Es kann mit vollem Recht gesagt werden, daß Friedrich Alfred Krupp, ganz im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Ansicht, seinen Werken das selbe Interesse und das gleiche Verständnis entgegenbrachte wie sein genialer Vater Alfred, der eigentliche Schöpfer des weltbekannten Riesenunternehmens. Im verschlossenen und bescheidenen Friedrich Alfred, der in seinem Äußeren viel mehr einem Gelehrten als einem Industriellen gleich kam, wohnte ein starkes Maß von Tatkraft und Entschlossenheit, das von seinen Zeitgenossen und Mitarbeitern oft bewundert wurde.

Das Hauptgebiet seines Interesses richtete sich auf die Chemie. Er midierte den einschlägigen Verlagen rege Aufmerksamkeit und gab selbständige Vorschläge kund. So regte er Veruche zur Erprobung eines von ihm eigens erdachten Verfahrens zur Steigerung der Lichtigkeit des Stahls an. Zeitigten auch diese Veruche unmittelbar keine Erfolge, so waren sie doch der anregende Kern für weitere Erprobungen, die das Problem dem Ziele näher brachten; kein allzu seltener Fall bei wissenschaftlicher Arbeit!

Seine theoretischen Studien schloß Friedrich Alfred Krupp in Braunschweig ab. Als der junge Fabrikherr die Leitung seiner Werke übernahm, hatte er zwar einen ausgezeichneten Stab von Mitarbeitern, doch verstand er es, die Verwaltung in ihre Hände zu geben und selbst eine Scheitelstellung an ihrer Spitze einzunehmen. Er entschied die wichtigsten Beschlüsse stets nach seinem eigenen Urteil, und viele Hauptveränderungen der Gießhüttenfabrik unter seiner Leitung sind seiner Persönlichkeit zu verdanken. Es seien hier nur die Angleichung des Crumhorst an die Wagbezug und der Germaniawerst an Kiel, sowie der Bau eines Panzerartilleriewerkes in Essen genannt, ferner die Entschloßung der Friedrich Alfred Hütte in Altona, welche die Kruppische Fabrik in Bezug auf die Wohlfahrtserzeugung unabhängig machte und sich zu einem der größten Stahl- und Walzwerke der Welt entwickelt hat. Endlich verdient das Steigen der Werksangehörigen von 20 000 auf 43 000 (1887 bis 1912) wohl den besten Beweis für die gewaltige Entwicklung der Kruppischen Unternehmungen unter der Leitung von Friedrich Alfred Krupp.

Sein Lebensbild vervollständigt all das, was er als warmerherziger Menschenfreund und Wohltäter für seine Werksangehörigen getan und geschaffen hat. Jede Einrichtung, die dem leiblichen und geistigen Wohl seiner Arbeiter und Beamten diente, war seiner Teilnahme sicher, und seine Stiftungen zu allen möglichen sozialen Zwecken zeugten von fürstlicher Freigiebigkeit. All die der Wohlfahrt und Fürsorge dienenden Werke — hier sei nur der „Altenhof“ genannt, die Wohnsiedlung der pensionierten Arbeiter, — sind ein bleibendes Denkmal, das besser als ein Bild von Erz und Stein das Wesen und die Bedeutung F. A. Krupps den kommenden Geschlechtern überliefert wird. Der Fabrikherr hatte auch stets eine offene Hand, wenn es für väterliche Zwecke oder für die Belange seiner Vaterstadt Essen ein Opfer zu bringen hieß.

Die außerordentliche Neigung Friedrich Alfred Krupps zu einem Zweige der Naturwissenschaften, der Tiefseeforschung, verdient besondere Erwähnung. Als er die Oberleitung des Essener humanistischen Gymnasiums verlassen hatte, unternahm er mit seinem Gauslehrer aus Gesundheitsrücksichten eine Fahrt nach dem Süden. Hier erregte die Formenpracht der Tier- und Pflanzenwelt des Mittelmeeres seine Wirtbegierde. Der Tiefseeforscher ist F. A. Krupp bis an sein Lebensende neu geblieben, ihr waren nebst der Sorge um die Fabrik seine letzten Lebensjahre geweiht. Er stellte sogar einen kleinen Dampfer und später eine größere Yacht in den Dienst dieser Forschung, und 1901 entdeckte er im Golf von Salerno über fünfzig noch unbekannte Arten von Lebewesen. Mit Genugtuung konnte er feststellen, wie das Interesse an dieser biologischen Wissenschaft immer weiteren Umfang gewann.

Mitten in seiner Arbeit, in seinen Plänen, Entwürfen und Vorbereitungen überraschte Friedrich Alfred Krupp der Tod. Im Spätherbst des Jahres 1902, am 22. November, schied er aus dem irdischen Dasein, noch in seinem letzten Willen befestigt, das Wohl aller an der Fabrik Beteiligten zu sichern. Anknüpfend an die vom Vater schon getroffenen Bestimmungen, war er befohlen, die nobelstehenden Schwierigkeiten einer vormundschäftlichen Verwaltung durch Umwandlung der Fabrik in eine Aktiengesellschaft zu beseitigen. Dieser Schritt ist für die weitere Entwicklung der Betriebe in den letzten 25 Jahren nicht ohne guten Einfluß geblieben.

In der Nacht vom 25. auf den 26. November 1902 wurde die sterbliche Hülle F. A. Krupps nach dem Gießhüttenwerk überführt, um von hier zum Stammhause aus, gleich seinem Vater und Großvater zu Erbe getragen zu werden. Hinzu nach dem kleinen Friedhof seiner Vaterstadt, wo der letzte Mannesstolz der Essener Krupps neben seinen Eltern die letzte Ruhe fand.

Der Schuh im Wandel der Zeit

Von Otto Schumann-Wien.

Im Jahre 1846 gab ein Londoner Schuhmacher als Ergebnis zwanzigjähriger Studien am menschlichen Fuße ein Werk „Das Buch der Füße“ heraus. Der machere Meister entriestete sich über die hohen Hacken der Damenschuhe die „das Verderben der Frauenwelt seien und den freien, elastischen, natürlichen Gang der göttergleichen Menschengestalt in ein gepreßtes und ungemächliches Wackeln verwandeln.“ Auf wenigen Gebieten der menschlichen Kleidung war die Mode im Wandel der Zeit größeren Veränderungen unterworfen als auf dem der Fußbekleidung. In England wurden die Schuhe einst so lang getragen, daß sich König Edward IV. zu einem sehr schmerzhaften Erlaß genötigt sah, der die Länge der Spitze auf etwa fünf Zentimeter beschränkte. Während der Regierung der Königin Mary, Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erlangten die Schuhe und Stiefel eine solche Breite, daß sich die Beinhörner veranlaßt fühlten ein Höchstmaß von 15 Zentimetern festzusetzen. In Venedigs Glanzzeit trugen die Damen so hohe Hacken, daß sie an beiden Seiten den Knocheln gestützt werden mußten. Als man einen Venetianer fragte, was er von den Damen seiner Vaterstadt halte, antwortete er bezeichnend: „Halt Gleich, halt Holz.“

Die Gemachtheit, den Fuß zu beherrschen läßt sich auf Urzeiten zurückführen. Die ältesten Mumienn aus den ägyptischen Königsgrä-

bern sind regelmäßig mit Sandalen ausgestattet. Auch in der Bibel werden Schuhe mehrfach erwähnt. Einige der ältesten Sandalen wurden als einem bestimmten Papirus verfertigt, ähnlich dem, welchen man zum Schreiben gebrauchte, bei anderen dagegen bildeten Palmblätter das Rohmaterial. An der Sandale erkannte man im alten Ägypten übrigens auch die Kiste, der ihr Träger angehörte; lange Sandalen mit scharfen, nach oben gerichteten Spitzen standen nur den Mitgliedern der höheren Klassen zu, und ihr Gebrauch war den niedrigeren Klassen streng untersagt. Die Damen des Pharosentums ließen ihre Sandalen aus Birken, Palmbaumrinde oder gar aus Leder anfertigen und mit den verschiedensten Verzierungen versehen. Auch im alten Rom liebte die Frauenwelt ein reich geschmücktes Schuhwerk: goldene und silberne Festschläge und sogar Edelsteine wurden mit Vorliebe als Zierat angebracht. Vereinzelt kamen auch goldene Sohlen vor. Das Schuhwerk der römischen Schönen war so reich verziert, daß ein Viehhändler nicht selten den fortgememorierten Schuh seiner Angebeteten aufbewahrte, ähnlich wie man es später mit einer Locke oder einem Haarband seiner Liebsten tat.

Eine eigenartige Eitte ist noch aus dem alten Ägypten zu berichten. Größte hier jemand einer bestimmten Person, so ließ er deren Bild auf die Innenseiten seiner Sandalen malen. Er wollte damit recht sinnreich zum Ausdruck bringen, daß er seinen Feind ständig mit Füßen trete.

Auch in Alt-Griechenland war schönes Schuhwerk sehr geschätzt; die Schuhmacherei wurde als ein besonders wichtiges Handwerk angesehen, und dessen Angehörige standen fast im Range der Künstler. Auf den von den römischen Kaisern bevorzugten juwelengeschmückten Goldschuhen war gewöhnlich ein Adler eingeschrieben. Dagegen pflegten die Priester und auch die meisten Philosophen die „eina“ Sandale, der nie einen Kasten zu tragen. In Europa wuchs im sechsten Jahrhundert auf. Bei den Römern waren die Schuhsohlen so lano, daß ein Erzbischof diesen Unwohlstand von der Kanzel verurteilte. Seine Worte fanden jedoch taube Ohren, denn die Hofsleute jener Zeit übertrieben die herrschende Mode noch, indem sie die Spitze der Spitze ihrer Schuhe steckten und diese so drehten, daß sie ausstehen wie die Hörner eines Widlers“. In England kam unter den Plantagenets die Modetheorie auf, verflochtenfarbige lange Strümpfe zu kurzen Hosen zu tragen. Dementsprechend nahmen auch die Schuhe von einem roten abweisenden Farben. So trug man z. B. am rechten Fuß einen roten Strumpf mit rotem Schuh, während der linke sich in purpurrotem Strumpf und grünem Schuh zeigte. Auch die langspitzigen Schuhe tauchten um diese Zeit auf. Den gewöhnlichen Bürgern wurde wie er auf. Den geistlichen Bürgern wurde gefestigt gestattet, an ihren Schuhen Spitzen aus einem roten Strumpf zu tragen; bei den Reichen durften diese Spitzen lang sein. Wer sich heilten zweieinhalb Fuß lang ließ, konnte einen beträchtlichen Luxus leisten konnte, ohne die Schuhschönheit wohl mittels goldener oder silberner Ketten an — Knie zu befestigen. Im Jahre 1643 schritt allerdings das Parlament ein, indem es den Schuhmachern verbot, Schuhe mit mehr als fünf Zentimetern hohen „Schnäbeln“ anzufertigen. Zuvörderst wurde mit schweren Gestricken, von der Kirche sogar mit dem Tode bedroht.

Am siebzehnten Jahrhundert kamen hohe Stiefel auf, deren Krümmen nach hinten verschlagen wurden, um das heftigere Gehen zu erleichtern. Später wieder findet man Schuhe mit hohen, roten Hacken und unge-

heuren Schnallen, die häufig mit echten Diamanten besetzt waren. Dann aber wurde der Schuh immer einfacher und zweckmäßiger, immer mehr darauf eingerichtet, seiner eigentlichen Bestimmung zu dienen. Zumindest der Herrenschuh. Die Dame trägt auch heute noch gern Schuhe aus kostbaren Stoffen, und niemand vermag zu sagen, welche Ueberrassungen uns die Damenschuhmode noch bringen wird.

Wettermacher

Von Dr. F. Wennerberg.

Man braucht kein Laubfrosch zu sein, um empfindungsgemäß auf Witterungsänderungen jeglicher Art in irgend einer Weise zu reagieren. Gemäß, der Bauer bestellt sein Feld bei Regen und Sonnenschein, und der Städter merkt im geschlossenen Arbeitsraum äußerlich nichts von den Unbilden des launischen Wettergottes; dennoch übt die jeweilige Witterung auf jeden Menschen einen mehr oder weniger erkennbaren Einfluß aus, Lust- oder Unlustgefühle weckend, von denen besonders die Arbeitskraft des geistig Schaffenden oft ihre entscheidenden Antriebe bezug. Hemmungen erhält. Trotz aller technischen Erzeugnisse: wir sind nicht Herren über Wind und Wetter, nicht einmal insofern, mit unselbstbarer Sicherheit die Witterungslage von heute auf morgen genau im Voraus zu bestimmen.

Der Wunsch, alle Elemente der Natur sich untertan zu machen, ist so alt wie die Menschheit selbst. Nachdem der Mensch erkannt hatte, „der rohen Kräfte sinnlos Walten“ nicht durch eigene Körperkräfte meistern zu können, verfiel er auf den Ausweg, sich durch Religion, Magie und Mythos mit den göttlichen Naturgewalten ins Einvernehmen zu setzen. Durch geheimnisvolle Beschwörungsmittel zur Abwendung drohender Witterungsunbilden wie Blitz, Donner, Hagelschlag und Sturm erneuerte der Urmenich gewissenmaßen seinen Gancievertrag mit allen göttlichen Mächten. Wühin war damals jedem Menschen auf diese einseitige Weise die Möglichkeit gegeben, sich die natürliche Ordnung aller Dinge kraft seines Paktes mit dem Himmel bis zu einem gewissen Grade individuell zu gestalten.

Mit zunehmender Erkenntnis wurde dann naturgemäß auch das Verlangen, sich gestützt auf Erfahrungen, verstandesmäßig mit dem Walten der Naturkräfte zu befehlen. Aus diesem Reime entwickelte sich allmählich — zunächst rein empirisch — eine Art Wetterkunde (Bauernregeln, Schiffersprüche usw.), die sich erst im Laufe der letzten Jahrhunderte zu einer systematisch betriebenen Disziplin, der Meteorologie, entfaltete. Aber munden nun Wissenschaft und Technik in unserer aufgeklärten Zeit noch so sehr alle Gebiete menschlichen Denkens und Wirkens mit ihren Stößen durchdringen, so gibt es — selbst in zivilisierten Gegenden — noch Wetteraberglauben genug, vor allem in ländlichen Gebieten, wo der Zusammenhang zwischen Mensch und Natur noch nicht verloren gegangen ist. So schließt man beispielsweise auf Deland noch heute mit altmodischen Strandgeschichten auf Nebelschwaden, angeblich um sie dadurch zu zerstreuen. Die Vorstellung, durch Geschützdonner eine Veränderung des atmosphärischen Druckes herbeiführen zu können, ein im Kriege sogar ernsthaft erörtertes Problem, spukt noch heute teilweise in manchen Gegenden nach. Tatsache ist, daß vor einer Reihe von Jahren im südlichen England bei der britischen Admiralität ein von Bauern verfaßtes Gesuch einlief, in dem im Interesse der guten Ernte in diesem Landstrich eine Verlegung der Schiffschießmanöver der englischen Flotte ernsthaft gefordert wurde. Obwohl während des Krieges fast alle meteorologischen Stationen die damaligen Niederschlagsmengen als normal bezeichneten, gab es in manchen Ländern Taufende von Vätern, die fest an einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Trommelfeuer und Niederschlägen glaubten und es vielleicht noch heute glauben. Mit einem eigenartigen Vorstoß beglückte übrigens der amerikanische „Regendoktor“ David Starr Jordan seine Landsleute in regenarmen, dürren Siedlungsbezirken. Er gab ihnen einen glänzenden Tip, um reich zu werden. Also man schloß mit sämtlichen Farmern einfach einen Vertrag, der sie für jeden Millimeter Regen, der auf ihrem dürren Grund und Boden fiel, zu einer kleinen geliebten Abgabe verpflichtete, moegen man sich selbst bereit erklärte, auf überfünftliche Weise für Regen zu sorgen. Blied der Regen aus, zahlte kein Farmer auch nur einen Cent. Dann aber schloß man einen Rückversicherungsvertrag mit der großen „ma Lord's“ gegen Trockenheit. Alles Welt überließ man der

gütigen Vorsehung. Jedenfalls verdiente man auf diese Weise Geld, einerlei, ob es regnete oder einem die Junge vor Trockenheit fast zum Halse heraushing. Ein „genialer“ Plan Jordans! Die amerikanischen Farmer lachten herzlich über ihn, aber es fand sich keiner, der ihn praktisch verwertete. Er war zu — schlau!

Humoristische Duelle

Von Willy Reese.

Bekanntlich arleten die Duelle unter der Regierung Ludwigs XIV. zu kleinen Schlachten aus, weil die Duellanten stets Gehilfen, zu weilen mehr als zwanzig, mit sich führten, die herseits wieder gegeneinander kämpften. Aus jener Zeit stammt folgende Anekdote: Ein Edelmann bat einen anderen, ihm zu sekundieren. Dieser antwortete darauf: „Mein Freund, ich habe diese Nacht 15000 Guineen gewonnen und würde so bei einem Kampfe eine klägliche Rolle spielen. Gingen rate ich Ihnen, den zum Sekundanten zu wählen, der an mich das Geld verloren hat und jetzt nichts mehr besitzt. Ganz gewiß wird er sich wie eine wilde Rahe wehren!“

Gustav Adolf von Schweden hatte die Duelle bei Todesstrafe verboten. Einst bat ihn zwei junge Offiziere, ihnen eine Ausnahme vom Duellgesetz zu gestatten; sie hätten einander furchtbare Beleidigungen zugesagt, die nur durch Blut geführt werden könnten. Der König bemühte sich vergebens, die Gegner zu versöhnen. Endlich gab er seine Einwilligung mit dem Bemerkung, daß er sich selbst auf dem Schauplatz einfinden würde. Als die Offiziere sich anberaumen Zeit erschienen, fanden sie den König bereits amesend und an seiner Seite einen riesenhaft gebauten Mann, der in einem langen, grauen Mantel gehüllt war. Die Gegner machten sich zum Kampfe auf Leben und Tod bereit. Gustav Adolf ermahnte sie nochmals, sich zu versöhnen. Aber vergeblich. Hietauf sagte der König: „Nun gut, meine Herren, Sie sollen Ihren Willen haben! Gehen Sie getrost aufeinander los, bekämpfen, zerfleischen Sie sich. Aber — merken Sie sich wohl! Lebend wird diesen Platz keiner verlassen! Denn der Sieger wird im nächsten Augenblick durch Henkershand sterben. Das ist mein unabänderliches Urteil, und sein Vollzieher steht dort bereit.“ Dabei deutete er auf seinen herkulischen Begleiter, der seinen Mantel abwarf und sich im roten Gewande des Henkers mit blühendem Schwerte zeigte. Die Gegner standen undbeweglich und kamen dann zu dem Entschluß, daß es doch ehrenvoller sei, sich zu versöhnen, als durch Henkershand zu enden. Sie umarmten sich und kehrten als gute Freunde zur Stadt zurück.

Auch Peter der Große bedrohte jeden Duellanten mit dem Galgen. Aber General Sack und Fürst Dolgoruki, die einander beleidigt hatten, fanden einen Ausweg. Sie begaben sich auf die Wälle einer gerade belagerten Stadt, mit der Verabredung, dort so lange stehen zu bleiben, bis der eine getötet würde. Die Regeln laussten ihnen um die Köpfe, Granaten zerplatzten in nächster Nähe. Die beiden Männer aber blieben lange Zeit unverfehrt, bis endlich eine Kanonenkugel dem Fürsten den Kopf vom Rumpfe riß.

Aus neuerer Zeit berichtet Kapitän Marryat, der bekannte Verfasser zahlreicher Seemannsromanen, einen drolligen Vorfall: Drei junge Seeoffiziere forderten sich zum Duell heraus, mit dem Hinzufügen, es sei bei der nächsten Landung auszutragen. Bald darauf legte das Schiff an einer Insel an, jedoch nur zu ganz kurzem Aufenthalte, so daß es unmöglich war, in dieser Zeit drei Duelle auszufechten. Die Gegner versieten nun auf ein sinnreiches Mittel. Sie stellten sich im Dreieck auf. Der Reihe nach sollte einer auf den anderen schießen, also der erste auf den zweiten, der zweite auf den dritten und dieser wieder auf den ersten. Während nun der erste zielte, überlegte er folgendermaßen: Wenn ich Nummer Zwei erschieße, so kann Nummer Drei auf mich schießen und mich töten. Lasse ich ihn aber leben, so tötet er vielleicht Nummer Drei und ich bin frei! Er schloß also in die Luft. Nun kam die Reihe an Nummer Zwei, der ähnlich dachte. Auch er schoß in die Luft. Ebenso Nummer Drei. Die Komödie wurde wiederholt. Dann aber umarmten sie sich und kehrten als Freunde auf das Schiff zurück.

Ein Amerikaner beleidigte einen anderen und erhielt eine Pistolenforderung. Er stellte sich über nicht, sondern schrieb dem Gegner folgenden Brief: „Mein Herr! Aus vielerlei Gründen schieße ich mich nicht mit Ihnen: Entweder töten Sie mich oder ich Sie. In beiden Fällen ist es Mord. Um aber dennoch Ihrer beleidigten

Ihre Genugtuung zu verschaffen, rate ich Ihnen folgendes: Gehen Sie in einen Wald. Wählen Sie dort einen Baum von meiner Stärke und schießen Sie aus Schußweite auf ihn. Treffen Sie ihn, so bekenne ich mich für schuldig und leiste Ihnen Abbitte. Fehlen Sie ihn aber, so müssen Sie es tun. Gang der Ihrige.“ Ob der Herausforderer darauf eingegangen ist, wurde nicht bekannt.

Voll graufigen Humors ist ein Vorfall, der sich in Paris ereignete. Zwei junge Männer der „jeunesse dorée“, die selbstverständlich mit großen Schulden gesegnet waren, suchten ein Pistolenduell aus. Sie schossen zu gleicher Zeit. In demselben Augenblicke ertönte ein wilder Schrei. ... Aber im Hintergrunde sahen sie einen Mann zur Erde sinken. Sie eilten herzu und waren nicht wenig erstaunt, in dem Schwerwurmenden einen Wucherer zu finden, dem sie beide große Summen schuldeten. Der Unglückliche hatte von dem Duell Kenntnis erhalten und war herbeigeeilt, um womöglich vorher noch sein Guthaben zu retten. Er war zu spät gekommen.

Ein Franzose glaubte sich von einem Engländer beleidigt und forderte ihn. „Sir“, sagte der Engländer, „ich bin mit Vergnügen bereit, allein ich liebe das Originelle. Duell auf Säbel und Pistole sind heutzutage zu abgeduldet, als daß sich ein anständiger Mensch noch damit befassen könnte. Ich schlage daher ein Duell auf — Pulverfässer vor.“ Der Franzose war schnell dazu bereit. Bald saßen sich die Duellanten gegenüber, jeder auf einem fädhigen Pulver, in die zwei gleichlange Zündschnüre liefen. Der Engländer schmauchte gemächlich sein Pfeifen, sah mit stolischer Ruhe und wahrer Todesverachtung zu, wie die Sekundanten die Schnüre anzündeten, während der Franzose immer ängstlicher wurde und schließlich von dem gefährlichen Sitze emporschmele. Er bat um Verzeihung, die ihm gewährt wurde. „Wie war es Ihnen nur möglich, mit solch unbegreiflicher Ruhe dem Verderben entgegenzusehen?“ fragte er bewundernd. „Verzeihen?“ Der Engländer lachte. „Mein Freund, die Fädhchen entzündeten ja gar kein Pulver!“ — „Nicht?“ — „Nein! Sie sind nur mit ... Sand gefüllt!“ Voller Wut rannte der Besäumte davon.

Ein junger Mann machte einer Dame den Hof, zog sich aber zurück, als er sie näher, und damit ihre zahlreichen Fehler und Mängel, kennen lernte. Der Bruder der Dame suchte ihn auf und stellte ihn vor die Wahl, entweder seine Schwester zu heiraten oder sich mit ihm zu schlagen. „Gut! Der Vernünftiger wählt von zwei Uebeln stets das kleinere!“ Sie heiratete also meine Schwester?“ — „Nein, ich duelliere mich mit Ihnen!“

Koh-i-noor und Orloff

Von H. S. Auerbach.

Unter den Riesendiamanten, die wenigstens dem Namen nach auch weiteren Kreisen bekannt sind, ist der Koh-i-noor wohl der berühmteste. Ueber seine Entdeckung ist nichts Genaueres bekannt, doch erzählt die Sage, daß er vor etwa 3000 Jahren während eines besonders trockenen Sommers im Bette des Godavari-Flusses im südlichen Indien gefunden sein soll. Die von seinem Glanz geblendeten Kinder gaben ihm den Namen „Berg des Lichts“. Wie dem auch sei, die erste zuverlässige Nachricht über diesen Edelstein finden wir in einem Bericht über die Regierungszeit von Vikramaditya, dem Rajah von Ujjain, etwa 50 vor Christus. Dieser Herrscher soll einen Diamanten von der Größe einer Apfelsine besessen haben, welcher der Groß-Mogul hieß und nach Schätzungen moderner Sachverständiger rund 787 Karat gewogen haben muß. Viele Jahrhunderte hindurch blieb dieses Juwel heiligster Besitz der indischen Fürsten. Es vererbte sich vom Vater auf den Sohn, bis Aurangzeb, der Sohn des Schah Jehan, seines Vaters Tod nicht abwarten konnte und das Kleinod durch Diebstahl in seinen Besitz brachte. Er mußte fliehen, kehrte aber nach seines Vaters Tode zurück und übernahm die Herrschaft. Um den Glanz des Koh-i-Mogul zu voller Wirkung zu bringen, ließ Aurangzeb einen prächtigen, goldstrotzenden Thron errichten, der die Form eines riesigen Gehäuses gehabt haben soll. Dann ließ er in den Diamanten, wie berichtet wird, in zwei Teile zerlegen und diese dem glänzenden Bösen als Augen einsetzen. So sah der zerstückte Edelstein lange Jahre hindurch auf Indiens Geschichte herab. Dann brach um 1804 Baber, der Gründer des Mogul-Reiches, in Indien ein und bemächtigte sich auch der beiden Hälften des früheren Groß-Mogul, welche nun

die Hauptzierde seiner Schatzkammer in Delhi bildesten. — Von Anfang an soll auf dem Stein ein Fluch gelastet haben, der sich jezt auszuwirken begann. Das Mogul-Reich lag an zu manken, Kriege und Revolutionen folgten einander. Baber selbst wie auch viele seiner Nachfolger fanden ein gewaltiges Ende. Ein neuer Eroberer, Nadir-Schah, brach von Norden herein, eroberte Delhi und nahm den früheren Herrscher gefangen. Die Sage erzählt, daß der unterlegene Fürst die beiden kostbaren Steine in seinem Turban verborgen hielt. Ihr Besitz hätte ja genügt, seine Zukunft zu sichern. Einer seiner früheren Günstlinge jedoch, der sich bei Nadir Schah beliebt machen wollte, verriet sein Geheimnis. Der Sieger nahm den Gefangenen huldvoll auf und bot ihm als Zeichen der Freundschaft an, die Turbane auszutauschen. Ein solches Angebot ließ sich natürlich nicht abschlagen, und die kostbaren Steine kamen so in die Hände des neuen Herrschers, der seinen Vorgänger alsbald entkaupten ließ, später aber selbst ermordet wurde.

Nach Robert Jung Kunst Singh, der „Löwe von Lahore“, die beiden Steine auf seinen Arminen, vermutlich in dem Glauben, daß ihre geheimnisvolle Kraft ihm vor Gift und Dolch schützen würde, ja er glaube so fest an diese Wirkung, daß er befohl, sie mit feiner Leinwand zu begraben, um auch nach seinem Tode vor den bösen Geistern der Unterwelt geschützt zu sein. Doch sein Sohn Sardarh kümmerte sich nicht um den letzten Wunsch seines Vaters. Entweder glaubte er nicht an den auf den Steinen lastenden Fluch, oder es war ihm gleichgültig, was die Geister des Jenseits mit der Seele Kunst Singh's machen würden. Aber er sollte sich nicht lange des Bestes freuen, denn schon bald nahm ihm Ahmed Schah, der Grin'er der Abdolli-Dynastie in Kabul, Thron und Leben und erwarb die beiden Hälften des Groß-Mogul.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sah zuerst ein Europäer die beiden Steine am Hofe von Kabul, von wo sie um diese Zeit in den Besitz eines indischen Fürsten, der siegreich nach Afghanistan eingerungen war, gegen eine Entschädigung von nur 250 000 Mark übergingen. An seinem Hofe wurden sie wieder einem Gözenbild als Augen eingesetzt, und mancher, der sie so sah, mag dunkle Pläne geschmiebelt haben, um sich in den Besitz der kostbaren Juwelen zu setzen. Ein solcher Plan gelang einem französischen Abeligen, der sich nachts, als die Tempelhüter schliefen, in das Heiligtum schlich. Mit seinem Degen brach er den einen Stein heraus, der andere trockte seinen Anstrengungen; der Degen zerbrach, die Wächter eilten herbei und nur mit Mühe konnte sich der Räuber in Sicherheit bringen. Die Aufregung über diesen Verbrechen vorzubringen, wurde das zweite diamantene Auge wieder in ein Schatzgemölbe verschlossen. Hier blieb es, das jezt den Namen Koh-i-noor führte, bis 1849, als das Punjab von den Engländern erobert wurde. Während die Ostindische Gesellschaft alles kostbare Juwel Eigentum erhielt, wurde das kostbare Juwel nach London gebracht und der damals jugendlichen Königin Viktoria feierlich überreicht. Sein Gewicht wurde mit 186 1/2 Karat festgestellt, sein Wert auf 3 Millionen Mark geschätzt. Danach kann man ermessen, welchen Wert der unzerstörte Stein gehabt haben muß! Im Jahre 1852 wurde der Koh-i-noor neu geschliffen, um seinen Glanz besser zur Geltung zu bringen. Die Arbeit dauerte 88 Tage und kostete 160 000 Mark. Das Gewicht betrug jezt nur noch 106 1/4 Karat. Seit dieser Zeit haben die Engländer den Stein im Schlosse zu Windsor behalten.

Während sich der Koh-i-noor stets an Fürstenthöfen befand, ging die zweite Hälfte des „Berg des Lichts“ durch die Hände „dunkler Ehrenmänner“. Der französische Vögte, der diesen Stein gestohlen hatte, gelangte glücklich an die Küste und auf ein englisches Schiff. Er war hungrig, verlassen und ohne einen Pfennig, und doch barg er den größten Diamanten der Welt in seiner Tasche. Schließlich willigte der Kapitän ein, ihm 42 000 Mark dafür zu zahlen, ohne ihm weiter mit Fragen lästig zu fallen. Der neue Besitzer nahm den Stein mit nach London, wo er ihn an einen Fehler verkaufte. Der Zwillingbruder des berühmten Koh-i-noor ging nun Jahre lang in den Verbrecherkreisen Europas von Hand zu Hand, bis er schließlich durch einen Zufall, den man sich heute noch nicht ganz erklären kann, an einen ehrlichen Diamantenhändler in Amsterdam gelangte. Dieser bot ihn dem russischen Fürsten Orloff an, der mit allen Mitteln durch die junge Kaiserin Katharina die Herrschaft über Rußland zu bekommen suchte. Inzwischen hatte er einen gefährlichen Nebenbuhler in dem mächtigen Potemkin. Als Orloff nun von dem einzi-

artigen Diamanten hörte, fuhr er nach Amsterdam, und ohne lange zu zögern, erwarb er den Stein für mehr als 6 Millionen Mark, um ihn dann seiner Kaiserin zu Füßen zu legen. Das Kleinod ist jezt als der „Orloff“ bekannt. In Größe und Form gleicht er einem halben Taubenel. Noch heute gehört er zu den russischen Kronjuwelen, die von den Sowjets so sorgfältig gehütet werden.

Die Insel Halki bei Konstantinopel

Von Graf Adolf von Hessestein, Konstantinopel.

Prinzen-Inseln, Perlen der Marmara, in Blut und Meeresblau getaucht. Der Name allein erinnert an die Zeit der Byzantiner, da sie noch Städten der Pracht und des Glanzes waren, der Sinnenlust, der Rache und höfischer Ränke, Inseln des Grauens.

Alles hat sich gemaltig geändert, geenei und gerstet durch das Anpaßungsbestreben der neuen Türkei an westliche Kultur. Die ehemalige Romantik ist vermischt und entschunden. Wo einst die Purpurtrage byzantinischer Prinzen, der griechische Stahlhelm, der hohe Turban der Janitscharen, die Pracht und Manigfaltigkeit orientalischer Gewänder das Auge blendeten, sieht man heute Revantiner, Türken und Euroäer in westlicher Tracht. Schatzen, lachend, badend, politisierend, Ränke schmeidend, flirrend, feilschend und handelnd überbringen sie die Zeit, eine scheinbar gleichartig zusammengesetzte Masse und dennoch getrennt durch den unüberbrückbaren Abgrund, der zwischen Ost und West klafft, den weder lautiache Verordnungen noch die Kunst des Schneiders, die Allgemeinheit der Mode, aus der Welt zu schaffen vermögen.

Die Kupferinsel Halki, wo einst Galeerensträflinge durch die Peitsche der Aufseher gerieben, das kostbare Erz förderten, ist heute die Sommerfrische des levantinischen Mittelstandes. Selten wird man da auf eine starke und ungewöhnliche Person weit stoßen, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme: Hier wohnt zur Zeit Ismet Pascha, der Chef des türkischen Ministerrates, der rätselfhafte Mann mit dem eisernen Willen und den eisernen Nerven.

Unverändert ist die Natur, die ewig schaffende; das gleiche Meer, die gleiche Sonne. Wenn es abends in den Pinienwäldern Halkis dunkelt, wenn die Sonne wie eine goldene Kugel ins Meer versinkt, wenn das Vorgebirge Stambuls in Gold und Purpurglanz erstrahlt, wenn tausend Lichter auf die Zinnen des alten Serail, die Kuppeln der Moscheen, die Spitzen der Minarette fallen, wenn Schifferboote mit schwarzen Segeln gepenstlich über den Spiegel der Marmara gleiten, dann könnte man glauben, daß alte, längst vergangene Zeiten wiederkehrten. —

Halki ist die reizvollste der Prinzeninseln. Nicht küstlich und anspruchsvoll wie das modische Prinkipo. Nicht düster und unheimlich wie die unbewohnte Insel Oria, die „Gnbe insel“, auf der die Straßenhunde Stamir's ausgelegt wurden, als die Türkei anfang „modern“ zu werden; noch heute bedecken zahllose weißgebleichte Sunbelschädel dies Eldorado der Fischer, das von Summern und Langulsten wimmelt. Einsam und düster träumt auch die langgestreckte „Bulwer“-Insel Mlata, auf der Sir Henry Bulwer, der Bruder des Verräters der „Lezten Tage von Pompeji“, damals britischer Vorkapster in Konstantinopel, ein Schloß im Windsorstil errichtete, mit wuchtigen Umfassungsmauern, heute zerfallen mit den Fensterröhren.

Halki hat eine Note für sich. Die Insel ist freundlich und sonnig. Freundlich und sonnig sind auch ihre Bewohner. Sie lachen und lärmten, und abends tanzen und singen sie zu den Klängen einer griechischen „Mandolinata“. — Die türkische Marineschule an einem Ende Halkis, ein griechisches Kloster und Priesterseminar und die große Handelsschule am Rand des Waldes bringen etwas Abwechslung in das Bild. Der schwere, quadratische Bau der Handelsschule, bis vor wenigen Jahren Kloster internat und Waisenhaus, ist reich an Monumenten und Bauten, die historisch und künstlerisch wertvoll für den Forscher und interessant für den Betrachter sind. Im Hof der Schule steht eine kleine griechische Kapelle, eine der ältesten und besterhaltenen ihrer Art. Die Holzarbeiten, die aus Silber und Kupfer getriebenen Weihwasserbecken und die zahlreichen byzantinischen Heiligenbilder sind seltene Rabinetstücke, deren Anblick jedem Kunstkennner und Sammler Freude bereiten wird. In

dem schön-gelegenen Vorgarten des Baues streuen wir zwei interessante Denkmäler, die den großen Ström der westischen unbekannt sind. Eine Engelsfigur aus Marmor und Bronze krönt eine Grabstätte, die in griechischer und russischer Sprache folgende Inschrift trägt: „Hier ruhen 800 russische Freiwillige, gefallen für die Freiheit Griechenlands 1827“. Die Blumenbeete und Anlagen zu Füßen dieses Massengrabes sind möglicst gepflegt, die Griechen gedenken pietätvoll der hier ruhenden Helden.

In demselben kleinen Vorgarten, dicht neben dem Grab der russischen Krieger ruht eine Granitplatte mit eingemeißeltem Wappen. Dies sowie die lateinische Inschrift sind noch wohl erhalten. Hier schläft Sir Robert Barton den ewigen Schlaf, Großbritanniens erster Gesandter in der Türkei, von der klugen und weitauschauenden Königin Elisabeth beauftragt, Englands Einfluß in die Levante zu tragen. Er starb, knapp vierzig Jahre alt, an der Pest und wurde wohl deshalb auf der entlegenen Insel beerdigt.

Sir Robert Barton war sicher der rechte Mann am rechten Platz. Er beherrschte die türkische, arabische und griechische Sprache in Wort und Schrift und war beim Badisch überaus beliebt. So vermochte er seiner Aufgabe gerecht zu werden, den damals sehr mächtigen Einfluß Spaniens, Frankreichs und des Heiligen Stuhls nach Möglichkeit zu schwächen und England Geltung zu verschaffen. Das bedeutet einen ersten Schritt zu der bevorstehenden großen Auseinandersetzung mit Spanien, dem Kampf um die Welt Herrschaft.

In seinen Aufzeichnungen gesteht er, daß sein erfolgreichster Schachzug die geschickte Fälschung eines Briefes des spanischen Gesandten war. Er fügt hinzu — interessant für die politischen Moralbegriffe jener Zeit — „Ich tat das nicht für mich, sondern im Dienste Ihrer Majestät und meines Landes“. Als mit der Brangalarmee Hunderttausende von russischen Flüchtlingen nach Konstantinopel kamen, wurden sie auf Halki durch die alliierten Behörden gesammelt, um dann je nach Vermögenslage, Bildungsgrad und Kenntnissen vermandt zu werden. Damals war die Insel eine Stätte unlagbaren Elends, aber auch des Lasters.

Seute herrschen hier schon wieder geregelte Verhältnisse. Abgesehen von den eigentlichen Bewohnern der Insel, die zum größten Teile griechische und türkische Fischer sind, wohnen während der Sommermonate meistens levantinische Kaufleute hier, die Ruhe und Erholung suchen.

Der Südrand der Insel umschließt eine kleine Bucht, an die sich die Ueberreste der ehemaligen Russenbaracken anlehnen.

Hier bleiben die Fischer ihre Segel, vom hier fahren sie nach den Austerbänken Oria. Hier baden die Insulaner abends, wenn die Sonne sinkt. Boote gleiten durch die Wellen, die eingetauchten Ruder glitzern und glänzend phosphoreszierend im Halbdunkel, leuchtende Streifen folgen den Booten.

Feuer flackern am Meeresufer. Fische werden in heißem Del ausgebraten, dazu Citron und Brot.

Zur Rechten haben sich die Umrisse Stambuls vom Himmel ab, fern im Süden erstrahlt der ehrwürdige Scheitel des Götterbergs Olympus.

Das Grimme-Buch, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn. Dem Urdenken F. A. Grimmes, unseres großen sauerländischen Heimatlidters, ist dieses Buch gewidmet. Am 25. 12. 1927 jährt sich sein Geburtstag zum 100. Male. In vielen tausend Exemplaren sind seine Werke verbreitet. Jedem Weltfalten, jedem Deutschen, jedem Heimatfreund hat er seinen Schriften etwas zu geben, sei es als Schöpfer plattdeutscher, humorvoller Schmärke und Lustspiele, sei es als Dichter schlichter, inniger Lieber und Balladen oder als Schöpfer gemütsiefer Volks Erzählungen. Sein Sohn, Herr Univ.-Prof. Dr. Hubert Grimme in Münster, hat als bester Kenner seines Vaters aus allen Schriften seines Vaters den Wertvollsten ausgewählt und in diesem Buche vereinigt. Möchte es den vielen Verehrern des Dichters als eine erwünschte Gabe willkommen sein!